



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Gilben, J.: Brief aus Königgrätz. II.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Die Rechtsansprüche des Hauses Augustenburg, welche die erste Veranlassung boten, die Herzogthümer von Dänemark zu lösen, mögen, so weit sie durch das Königsgeschlecht der Hohenzollern anerkannt worden sind, noch Gegenstand privater Abmachungen werden, auf die Zukunft der Provinz werden sie einen maßgebenden Einfluß nicht mehr ausüben. Weit hinderlicher ist in Nordschleswig die dänische Partei, denn sie besitzt das Selbstgefühl eines wirklichen Staates, dem sie anzugehören strebt. Auch hier ist nach den Berichten Solcher, welche die Verhältnisse kennen, die Mehrzahl der dänisch redenden Bevölkerung bereit, sich die neuen Verhältnisse gefallen zu lassen, aber eine Anzahl leidenschaftlicher Agitatoren stellt den Uebergang unter dänische Herrschaft immer wieder als unvermeidlich und nahe bevorstehend in Aussicht. Solche Unsicherheit hält zumeist in dem Haderslebener Kreise das Einströmen deutschen Capitäles und deutscher Ansiedler auf, und dieser Umstand wird der Regierung noch durch Jahre Schwierigkeiten bereiten und die Fortschritte der deutschen Bevölkerung stören. Da wir aber im Westen die Insel Röm und das gegenüberliegende Festland aus zwingenden Gründen der Landescultur nicht aufgeben dürfen — es soll in einem späteren Artikel davon die Rede sein — und da wir das deutsche Christiansfeld und Hadersleben dem dänischen Fanatismus nicht opfern werden, so bleiben in der That nur wenige Quadratmeilen übrig, von denen bei einer Abtretung überhaupt die Rede sein könnte; und wir werden deshalb ruhig der Zeit überlassen müssen, welche auch dort für uns arbeitet, die dänischen Ansprüche zu stillen.

♀

Brief aus Königgrätz.

II.

Ueber Böhmen steht eine dunkle Wolke, die viele Gemüther ängstigt. Sie will nicht von der Stelle weichen, wiewohl sie oft im Windhauch Gestalt und Farbe wechselt. Kannegießer, wetterkundige Politiker, Eisenfresser, Polizei und Hasenfüße laufen fleißig auf dem Markt zusammen und beobachten das Gebild am Himmel. Ein seltsames Ding, diese schwarze Wolke mit dem schwefelgelben Saum. Hat sie nicht am Rand eine Nase, eine gerunzelte Stirn, einen breiten Mund? Sieht sie nicht ganz einem Portrait von Nieger ähnlich oder auch von Palacky? — „Ganz“ bekräftigt der Stockczech; „ganz ähnlich Vater Palacky oder auch Pan Nieger. Ist Alles eins. Einer

von sie kommt an Spitze von Ministerium und dann wern wir sehen. Kaiser muß Böhmen nachgeben, weil wir sind zu stark". — Einem furchtbar großen Bauernwagen gleicht die röthliche Wolke. Wilde Gestalten sitzen darauf; deutlich sieht man sie mit Hacke, Messer und Sense drohen. — „Nur zu deutlich“ seufzt der furchtsame Bürger; „gebt acht, es wird tausendmal schlimmer als 1848. Bevor der erste Schnee fällt, haben wir blutige Krawalle im Lande, Mord, Brand und Plünderung. Ach, und das Militär wird überall zu spät kommen". — Meiner Treu, das Gewölk sieht aus wie ein beleibter Handwurst, den Daumen an der Nase, vier Finger in die Luft gestreckt. — „Na, versteht sich“ sagt der Herr Obrist. „Nichts als Flausen. Ihr Civilisten macht zu viel Wesens von dem Wenzel. Wie er eine Hand aufhebt, kriegt er ja eine Hinterladung ins Gesicht, die sich gewaschen hat. Das weiß der Wenzel — er wird sich hüten“.

Die Volksstimmung, die so närrische Träume gebiert, dauert seit Jahr und Tag, und genährt wird sie durch die czechische Oppositionspartei, die kein Mittel oder Mittelchen spart, um sich in den Ruf hoher Macht und Gefährlichkeit zu setzen. Der czechomanischen Demonstrationen ist daher kein Ende, und wenn sie dem Fernstehenden manchmal kindisch und harmlos genug erscheinen, werden sie dem Deutschen, der mitten unter Slaven lebt, doch am Ende etwas mehr als langweilig. Mit einiger Philosophie lernt er dies kleine Ungemach verwinden, namentlich da ihm der Umstand zu Hilfe kommt, daß es den Ausbrüchen des Stockezenthums selten an einer burlesken Seite fehlt. Eine Hauptrolle bei diesen Kundgebungen spielen gegenwärtig die Sokolaci. Welche Secte oder Bruderschaft dieses Wort bezeichnet, sollen Sie gleich erfahren. Vier, fünfmal die Woche werden die Straßen von Königgrätz Nachmittags durch ein mißtönendes Horn erschreckt. Das ist kein Alpenhorn und auch kein Waldhorn. Wenn der Kuhhirt seine Heerde austreibt, bläst er melodischer. Solch ein Mißklang im Lande Böhmen, wo ja schon die Kindlein in der Wiegen sich selber die Geige stimmen? Aber, du lieber Himmel, die Politik, deren Gewitterschläge die Milch der frömmsten Denkgungsart in Essig verwandeln, kann auch ein gutes böhmisches Instrument verderben. Wir treten ans Fenster, und siehe da: 20 oder 30 Mann, junge Herrn und bejahrte marschiren mit ernster Miene in Reihe und Glied einher; manche in profaischer Philisterrkleidung, andere die nationale „Schara" am Leibe und auf dem Haupt die „Podiebratka", eine polnisch aussehende Mütze, die mit einer kleinen Falken- oder gewöhnlichen Hühnerfeder verziert wird, voran der schreckliche Trompeter, der selbst ein Sokolac, also ein guter Czeche sein muß und dafür ein schlechter Musikant sein darf. Und was bedeutet der feierliche Marsch, was der Fanfarenschall? Er verkündigt das Ereigniß, daß die sämmtlichen Sokolaci wieder einmal ausgerückt

sind, um baden, turnen und zu Biere zu gehen; und wenn dasselbe Horn Abends um 10, halb 11 erklingt, so weiß man, daß sie von ihren vaterländischen Anstrengungen glücklich heimkehren. Also die Sokolaci sind Mitglieder eines „Sokol“; und Sokol (Falke) ist der Vogel, den sich die czechischen Turnvereine als Sinnbild und Titel erkoren haben; daher auch die Hühnerfeder auf den Podiebratkas, die den nationalsten Theil der neuczechischen Nationaltracht bilden, denn die „Schamara“ scheint Vater Jahns altd deutschem Rock nachgebildet. Was den Gruß „Na zdar“ betrifft, dessen sich jetzt alle Classen in verschiedenstem Sinne bedienen, so ist er eine Uebersetzung des deutschen „Gut Heil!“

Nun ging eines Tages ein Mann von der städtischen Polizei umher und trat in gewisse Häuser und Gewölbe, die im Geruch lauer Gefinnung stehen, und sagte: Morgen hat Palacky Geburtstag. Ihr fragt, wer das ist? Palacky ist unser Tatinel (Väterchen), also müßt Ihr heut Abend beleuchten. — Wir müssen? — Ja, wenn Ihr dem Glaser nicht Arbeit geben wollt, meinte er achselzuckend. Dies war eine Anspielung auf die jungen Herrn von der Hühnerfeder. Ganz Czechien beleuchtete, und in Königgrätz wurden Papa Palacky wenigstens 11,000 dünne Talglichter geopfert. Eine Schaar Studenten stieg durch die Straßen, um nach dunklen Fenstern zu spähen und kam auf den Johannisplatz, wo sich die „Beseda“ befindet, die auch „deutsches Casino“ heißt. Letzteren Namen führt sie, weil dort außer den zahlreichen Bürgerbällen und Concerten, bei denen das „Hey Slovane“ erschallt, auch manchmal ein Offiziers- oder Beamtenball gegeben wird, und zweitens weil im Lesezimmer neben den slavischen Organen einige deutsch-österreichische Organe aufstiegen. Die Höflichkeit der Lesegäste läßt nichts zu wünschen, denn beim Kommen und Gehen heißt es immer: „Ma utzda“ oder „Ich habe die Ehre“; den Rest der Unterhaltung beherrscht der Grundsatz, daß Schweigen Gold ist. Weiß doch Niemand, ob er neben Feind oder Freund sitzt, oder gar neben Einem, der stets mit den Wölfen heult. Tauschen ein paar gute Bekannte ein halbblautes Wort aus, so ist es häufiger ein czechisches als ein deutsches. Aber die zwei auf den Platz gehenden Fenster dieses „deutschen Casino“ waren finster! Die Schuld muß an den Gästen liegen, rief ein Student; denn Hollinka, der Casinowirth, ist ein stammer Patriot. Hinauf! Donnernd und wetternd stürmten sie in den ersten Stock und auf eine Thüre los, aus deren Ritzen ein Lichtstrahl drang, als sie plötzlich etwas hörten — was war das? Gerassel! Wahrhaftig. Geklirr von Säbelscheiden! Es saßen Offiziere darin. Verrath! Eine Falle! Rechtsum, kehrt! Und flugs und leise schwebten die Falkenritter wieder die Treppe hinab. Nicht immer indeß gewinnt die kaiserliche Uniform, die hier allein das Deutschtum vertritt, so leichte Siege. In einem Wirthshausgarten verlangten ein paar

Offiziere von einem wandernden Spielmann ein deutsches Lied. Es war viel verlangt und es erhob sich ein dumpfes Gemurmel. Der Musikant hätte das „Gott erhalte“ singen können, war aber nicht Diplomat genug, auf diesen Ausweg zu verfallen, sondern zauderte. Ein ältlicher Herr an meinem Tisch, dem Anscheine nach ein Beamter, schüttelte den Kopf und wischte verlegen an seiner Brille. Seine Gemahlin aber sagte in gutem Deutsch: Ach, wenn die Deutschen nur so klug wären, kein Vergerniß zu geben! Wozu die Demonstrationen? — Freilich, freilich, bemerkte der Gatte; aber die Cinen sind wie die Anderen. In Wien, das muß ich sagen, macht man wegen 100 slavischer Demonstrationen kein' Lärm, hier fürchten sie sich vor einem Liedl, als könnten dadurch gleich germanisirt werden. — Das ist etwas ganz Anderes, warf ein gegenüber Sitzender, der die Schamara und einen langen Bart trug, mit bitterem Lächeln ein: Wien ist eine große Stadt und Böhmen ein kleines Land. In dem engen Raume wenigstens, den uns die Germania omnivorax gelassen hat, wollen wir eigene Herrn sein. — Nix deutsch hier, nix deutsch hier, schriean zehn, zwölf Stimmen, während das übrige Publicum neutral blieb. Der Spielmann ließ daher zu seiner Harfe lauter slavische Lieder hören, unter andern aber auch eines, das aus dem alten wienerischen „Wann ich Geld hab“ übersetzt ist. Sogleich wurde ihm Schweigen geboten mit dem Ruf: Ist nicht czechisch, ist aus dem Deutschen! Und — sagte der in der Schamara — es ist eine Schande, die edle czechische Sprache mit solchen deutschen Gemeinheiten zu entweihen! Die Offiziere ließen ihr Bier stehen und gingen.

Wenn der czechische Leu in einer Festung (mit einer Garnison von 2000 Bayonnetten bei nicht mehr als 6000 Einwohnern) so niedlich girren kann, so darf man wohl glauben, daß er auf dem platten Lande ein famoser Kazenmusikant ist. Seine Virtuositätenstücklein sind Ihnen gewiß aus den österreichischen Blättern bekannt; ob diese Berichte zu stark auftragen oder nicht, kann ich unmöglich beurtheilen. Ich will daher nur Einiges von dem erwähnen, was in den Kreis meiner eigenen Beobachtung fiel, und dies hat glücklicher Weise keinen tragischen Charakter. Wenige Tage nach der Beleuchtung brachte mir Viala eine wichtige Neuigkeit. Viala ist ein Barbier wie er sein soll: vielwissend, mittheilsam und bemüht, Leuten jeden Schlages mit Sanftmuth um den Bart zu gehen. Herr, wissen schon? begann er schmunzelnd, indem er Schaum schlug. Sonntag wird sein große Versammlung mit Verbrüderung in Chlum. — Verbrüderung? Mit wem? — J, ham wir ja die Deutschen alle geladen zu kommen, weil wir wollen uns mit sie verbrüdern. — So, so! — Ja, und ist ganz recht. Deutscher ist auch Mensch und was kann armer Teufel dafür, daß ist so geboren? Wenn Ciner ist auch nicht Czech, wenn nur ist ordentlich und brav, kann meinethwegen sein Deut-

scher, Jüd oder Türk. — Biala, Sie sind ein Philosoph, sagte ich. Die Nachwelt wird Sie den Weisen von Königgrätz nennen. Weniger konnte ich ihm auf seine Complimente nicht zurückgeben; aber es wurde mir etwas schwül zu Muthe, und ich fürchtete schon, daß Krschitschek, der verhoffene alte Schneider, und Ptatschek, der verrückte Bierwirth, und andere wohlklingende Patrioten aus ihren Gewölben stürzen und mir um den Hals fallen würden, sobald ich vor die Thür ging. So gefährlich stand es indeß mit der Verbrüderung noch nicht. Krschitschek zwar fiel noch am selben Tage einer Person um den Hals und lachend erzählte meine Wirthin, die ein Stubenmädchen aus Reichenberg hat, wie der greise Knabe die Kleine auf der Treppe angriff und um einen Kuß anflehte, mit dem Versprechen, sie dafür ritterlich zu beschützen, wenn es gegen die Deutschen losgehe. In einer Nacht — seit 20 Jahren würde dazu Alles vorbereitet — würden sämtliche Deutsche und Juden aus Böhmen hinweggefegt werden. Es ist ein dummes Gerede, setzte die Frau hinzu, aber man hört es selbst von Leuten, die verständiger sein sollten. Die Ausrottung der „Fremden“, die in Czechien zerstreut leben, ist eine Idee, die in vielen Hirnverbrannten Köpfen spukt; sie schwebt ihnen wie eine ruhmvolle That vor, mit der die wirkliche Wiedergeburt des Slaventhums in Böhmen anheben müsse. Der wildere Theil des gemeinen Hausens denkt dabei an eine Wiederholung der Plünderungsscenen von 1867 in größerem Maßstabe. Manchmal, wenn ein Fanatiker mit friedlich gesinnten Czechen streitet, tritt sie als Prophezeiung eines unabwendbaren Ereignisses auf; ein andermal bricht sie als Drohung aus dem Munde einer frechen Dienstmagd, die wegen allzu langer Finger von einer jüdischen Madame den Abschied erhält. „Es wird nicht besser“, hörte ich einen gut gekleideten Mann unter den Lauben rufen, „nicht besser, bis wir unsern eigenen König haben und die Fremden los sind. Traut nur den Juden nicht. Sie haben kein czechisches Herz. Sie radebrechen das Czechische zum Uebelwerden und wenn es einige des Geschäfts wegen richtig gelernt haben, was reden sie zu Hause bei Weib und Kind, was unter einander? Deutsch und immer deutsch. Ich sag' Euch, alle Juden sind Deutsche, und alle Deutsche sind Juden.“ Der erstere Theil des Sazes ist nicht grundlos. Mit sehr wenigen Ausnahmen empfinden die böhmischen Juden keine Sympathie für das Czechenthum. Ich sage nicht, daß sie für die slavische Sache dulden und kämpfen würden, wenn sie gerechter wäre, oder daß sie für die deutsche Sache freiwillig ihr Blut vergießen werden. Hausirer, Krämer und Geschäftsleute sind in der Regel keine Helden, auch wenn sie von den Makkabäern abstammen. Aber Thatsache ist, daß sie hier wie in Mähren und Polen an ihrem ererbten, obschon oft verderbten Deutsch festhalten. Sie haben Intelligenz genug, um zu jener Seite zu neigen, wo mehr Licht und Heiterkeit des Lebens ist.

Die deutsche Bildung flößt ihnen Respect, das deutsche Wesen Vertrauen ein, während sie den Czechen fürchten.

Aber Biala hatte Recht. Fortwährend wurden Massenversammlungen unter freiem Himmel angesagt, welche die Regierung verbot, und jedesmal erklärten die czechischen Organe, daß jene Meetings den Zweck gehabt hätten, die Deutschböhmen zur Verbrüderung aufzufordern. Sie werden sich einst mit Geschick auf diesen Beweis ihrer edlen Gesinnung berufen. Oder sieht der deutschböhmische Michel wirklich so dumm aus, daß die Kinder Palacky's im Ernste zu ihm sagen konnten: „Wir sehen jetzt ein, daß Ihr 2,000,000 zählt. Wir sind 3,000,000, aber nicht genug. Helft uns also, das liberale Ministerium stürzen, damit wir auch Mähren und ein Stück Schlesien unter die Wenzelskrone bringen und einen größern Majoritätsprügel in die Hand bekommen. Ihr sollt dann über unsere Großmuth erstaunen.“ Die Verbrüderungskomödie war schlecht gespielt; ebenso schlecht spielt Czechomanien den Marquis Posa oder die jüngste unter den unterdrückten Nationalitäten. Zum Himmel schreit in der That das Elend, welches die Verfassung vom December 1867 über Böhmen gebracht hat! Sie hat die Vielregiererei, den Steuerdruck, das Monopol- und Protectionswesen und andere Vermächtnisse einer traurigen Vorzeit nicht im Nu abgeschafft; sie hat ein hartes Preßgesetz bestehen lassen, das Vereinsrecht, welches sie gab, ist nach der wiener, nicht nach der englischen Elle zugemessen. Die Verfassung ist überhaupt nicht das Ideal, zu welchem großdeutsche Festredner sie verhimmeln, aber sie ist eine treffliche Grundlage, auf der sich bald ein schöner Bau erheben könnte. Wenn nur schon die günstigen Bedingungen vorhanden wären, die sich Oestreich erst erobern muß! Dem philiströsen Deutschen mag sie als ein Anfang herrlich scheinen, für den Michel ist ja Alles gut genug: dem hochstehenden Geist des Ruthenen, dem ritterlichen Slovenen, dem theatralischen Hussiten, der dem Adel und Clerus die Schleppe trägt, ist sie zu wenig demokratisch, d. h. zu wenig ruthenisch, slovenisch, czechisch und panslawisch. Die altösterreichischen Liberalen pflegten auf die deutsche Einheit zu trinken, bekämpften aber jede erreichbare Form der Einheit, die nicht Oestreich die Herrschaft über Deutschland gab. Eine ähnliche Politik der Verneinung möchte die czechische Opposition gegen die Consolidirung Oestreichs anwenden. Man thut den Slaven kaum Unrecht mit der Vermuthung, daß sie entweder die Herrschaft oder die Rückkehr ins patriarchalische Zeitalter wollen. Im Schatten des Absolutismus blühte ihr Weizen; das System, welches aus dem Deutschösterreich ein politisches Musterschaf machte, trieb den nichtdeutschen Nationalitäten Proselyten zu. Wenn das deutsche Element allmählich an der Lust der Freiheit erstarrt, könnte das Blatt sich wenden. Dies scheinen sie richtig zu erkennen, und doch fangen sie sich oft selbst in den Netzen

ihrer kleinen Schlaueit. Sie rechneten auf die schwankende Gefinnung des Hofes, und doch begingen sie den Fehler, ihn zu beleidigen. Kaum schien die Macht des Hauses Habsburg Anno 1866 zu sinken, als sie aus der Katastrophe die verwegensten Schlüsse zogen. Noch taktloser ist das Pochen auf die Sympathien Rußlands, des gegenwärtigen Erzfeindes von Oestreich. Diese Haltung der Tzechen wird vielleicht nicht am wenigsten dazu beitragen, die Festigkeit des Hofes gegen die Einflüsse der Thun, Belcredi und Genossen zu erhöhen.

Verbrüderung, nein. Mit den Tzechen kann der Deutsche in Eintracht und Frieden leben, nicht mit den Tzechomanen oder, was dasselbe bedeutet, den Panславisten. Die Redlichsten unter ihnen sind Schwärmer, die an der fixen Idee leiden, daß nur der deutsche Druck seit Jahrhunderten die Slaven hindere, in Politik, Wissenschaften und Künsten sich mit den größten Nationen der Erde zu messen. Welchen Werth kann für sie etwas mehr oder weniger Freiheit deutschen Ursprungs haben? Ihren unseligen Groll und Haß werden Vernunftgründe nicht besiegen; langsam wird er an den thatsächlichen Beweisen seiner Ohnmacht sterben. Für den Augenblick jedoch übt er Gewalt über Tausende, und daher die dunkle Wolke von der ich im Eingang gesprochen habe. Ein hiesiger Bürger erwiederte auf meine Frage, ob auch er einen Aufstand fürchte: „Lächerlich, — aber käme es dazu, so wäre es das Ende des Tzechenthums, ein Ende mit Schrecken. Wir haben einen bösen Pöbel, seine Hand würde der Bewegung einen garstigen Stempel aufdrücken. Der Dämpfung des Aufruhrs würde eine moralische Reaction ohne Gleichen folgen; sie würde das Tzechenthum ein Menschenalter zurückwerfen. Adieu dann Podjebratkas und Falkensfedern, ja und czechische Gymnasien! Ich glaube ein anständiger Bürger würde sich schämen, öffentlich czechisch zu reden, damit man ihn nicht für einen verrückten Sokolok halte.“ So denkt natürlich nicht dieser Mann allein. Und es gibt redliche, gebildete Tzechen in Menge, die der deutschen Cultur und Sitte aufrichtig zugethan sind und das czechomanische Treiben tief beklagen; aber sie haben jetzt nicht das Wort oder nicht die Energie, es sich zu verschaffen. Kann man sie deshalb schelten, wenn man sieht, welche Apathie noch oft den Deutschen im Kaiserstaat anklebt? Auch dies muß in Geduld ertragen werden; es ist ja ein Vermächtniß Altösterreichs.

J. Gilben.